



Illyrisches Blatt.

Dinstag den 31. März.

Der nächtliche Wegweiser.

Keine Dichtung. Von Fr. Wilhelm von Sibenhüener.
(Beschluß.)

Der Unterofficier schritt vor mir her zum Zimmer des Führers, dessen Thür er öffnete.

Dieser saß im Hauskittel, mit Pantoffeln angethan, an seinem Arbeitstische, beschäftigt, die Verpflegerechnung des Spitals abzuschließen. Er empfing mich mit einiger Bewunderung, aber sonst ohne Verlegenheit, und aus dem ganz frisch beschriebenen Papierbogen, welchen er vor sich hatte, war abzunehmen, daß er in der letzten Viertelstunde von seinem Arbeitstische nicht weggekommen seyn konnte.

„Welcher Arzt hat heute den Nachtdienst im Spitale?“ fragte ich jetzt wieder den Unterofficier, welcher mir in das Zimmer des Führers gefolgt war.

„Der Unterarzt W.“

„Nur dieser?“

„Ja, W. allein. Der Oberarzt, welcher im Spitale wohnt, ist mit Urlaub abwesend.“

Letzteres wußte ich.

„Ist der Unterarzt in seinem Zimmer?“

„Nein, er ist in Nr. 8 bei dem Gemeinen S., welcher wohl die heutige Nacht nicht überleben wird. Und zwar ist W. dort bereits seit mehreren Stunden.“

Ich begab mich in das Krankenzimmer Nr. 8 und fand den Unterarzt am Bette des Sterbenden sitzen. Jener erhob sich leise bei meinem Eintritte, und deutete auf den Kranken.

Der Gemeine S. war mir persönlich bekannt, und ich trat nun mit Theilnahme zu den Häupten des Bettes. S. war ein Mensch ohne jede höhere Bildung — vor seiner Assentirung zum Militär ein Tagelöhner. Sein Aussehen im gesunden Zustande war stets das eines derben, kräftigen, durch Strapazen abgehärteten Mannes gewesen, und sein Antlig wies den plumpesten, an die größtmöglichste Einfachheit seines Trägers mahnenden Zuschnitt. Auch hatte er nie mehr, als den allereinfachsten Hausverstand gezeigt, und sein Fassungsvermögen zeigte sich bei jeder Gelegenheit ungemein schwerfällig.

Jetzt aber hatte sein Gesicht einen edlen, beinahe erhabenen Ausdruck gewonnen; eine seltsame Erklärung lag über seinen Zügen. Bald nach meinem Eintritte öffnete er

die Augen und erkannte mich. Er veränderte in etwas seine Lage und begann sodann zu sprechen. Seine Worte waren insbesondere an mich gerichtet.

Aber wie erstaunte ich über die Klarheit des Geistes und der Anschauungen, welche sich in dem von ihm begonnenen Zweigespräche auswiesen. Er erkannte die Nähe seiner Auflösung und sprach über den Tod und die endliche Bestimmung des Menschen auf eine Weise, welche mich zu tiefer Bewunderung hinriß.

Als ich den Kranken bald nachher in seine vorige Apathie zurücksinken sah, äußerte ich gegen W. mein Erstaunen über die seltsame Geisteskräftigung dieses Menschen in seinen letzten Augenblicken.

„Es ist dieß keineswegs eine selten vorkommende Erscheinung,“ erwiederte der Feldarzt; „ich habe Aehnliches häufig wahrgenommen, wenn der Sterbende sein volles Bewußtseyn bis zum letzten Augenblicke behalten hat. Es ist dieß gleichsam der erste Flügelschlag der nach Befreiung ringenden Psyche, und das untrügliche Wahrzeichen, daß die Materie zu unterliegen beginne. Es ist die Vorahnung eines höhern Lichtkreises.“

Ich blieb auf meinem Platze und beobachtete mit aufmerksamem Auge diesen letzten Kampf eines sich abscheidenden Lebens.

Aber noch war dieser nicht geendet. Der Kranke erhob sich wieder, und sein Auge heftete sich forschend auf das meine. So blieb er einige Secunden, dann deutete er mir an, mich zu ihm herabzubeugen.

Ich setzte mich auf das Bett und ergriff seine Hand.

„Wünschst Du etwas?“ fragte ich, mein Ohr seinem Munde näher bringend.

Er schwieg einige Augenblicke, dann sagte er mit beinahe gebrochener Stimme:

„Glauben Sie?“

Ich verstand ihn nicht. Seine Worte zwar hatte ich vernommen, aber ihr Sinn war mir nicht klar. Doch wollte ich die wenigen Kräfte schonen, und ihn zu keiner Wiederholung veranlassen. Darum sann ich einige Augenblicke nach, was er wohl gemeint haben könne.

Er begriff, daß ich ihn nicht verstanden hatte. Da zog er die freie Hand unter der Decke hervor und wies nach Oben.

Jetzt wurde mir die Frage deutlich. Aber sie bestürzte mich. Auf ähnliche Weise und an solcher Stelle war ich noch nie gefragt worden. Auch von mir selbst in ernster, stiller Forschung niemals.

Ich hatte Vieles gesehen im Leben. Kaum in's Mannesalter getreten, hatte ich doch Mancherlei bereits erfahren. Und, obgleich Glied an Glied gefaßt, eines nothwendig aus dem andern folgend, meine Begebnisse gewesen sind, daß sie anregten zu einem tiefern Blick in's Innere meiner selbst, so waren sie doch nie gestaltet. Was ich glaubte, — woran ich glaubte — ich hatte mich noch nie darnach gefragt. Ich bezweifelte nicht, was man mich gelehrt, und wenn man das glauben nennt, so glaubte ich; aber dieser Glaube wurzelte nicht auf einem wohlbesorgten Boden — eine lebendige Ueberzeugungstreue hatte ihn noch nicht gekräftigt. Meine Morgen waren gekommen und hatten mir Tage gebracht; die Tage waren vergangen, und meine Abende entschwanden gleich diesen; sie alle blieben ohne irgend eine erhebende Erinnerung. Im Alltäglichen war untergegangen, was meiner Jugend unbestimmtem Sehnen einst viel klarer gewesen war. Ich war ein Geschöpf der Gewohnheit geworden; die Gegenwart hatte sich mir vor die Zukunft gestellt, was dieser Zukunft angehörte, hier und dort, so bekannte ich, daß es eine solche gebe; aber was sie forderte, was sie von mir ansprach, darnach forschte ich nie. Ich hatte gleichgültig Jahre verrinnen sehen; kamen doch immer neue, frohe und trübe, und wieder frohe, wie sich's nun eben treffen wollte; nur daß ein Vorwurf auf mir nicht lasten mochte, dieß allein war meine mehr anerzogene als deutlich ausgesprochene Sorge. So spann sich ein beinahe dreißig-jähriges Leben ohne Erhebung, ohne Kräftigung für höhere Zwecke an mir ab. Ich war, lebte, hoffte auch; aber was ich glaubte — noch einmal: dieß hatte ich mich noch nie gefragt.

Jetzt stellte diese Frage an mich — ein Sterbender!

„Glauben Sie?“ fragte S. noch einmal, auch die Bewegung seiner Hand nach Oben wiederholend.

Ich bedeckte mein Antlitz mit meinen Händen. So blieb ich einige Minuten. Dann gewann ich Kraft für die Worte:

„Und was willst Du, daß ich glaube?“

„An Gott — an Christum — an das ewige Leben.“

„Amen!“ sagte ich und faltete die Hände.

„Und an eine göttliche Vorsehung, die über uns wacht,“ fuhr er nach einer Pause fort. „Und so Sie gläubig sind, wird nicht vergebens seyn, was an Ihnen gethan worden.“

Dann sank er zurück und öffnete nicht mehr die Lippen; aber er hatte in einer heiligen Stunde zu mir gesprochen, und er hatte tief in mich geblickt — dieser einfache, sterbende Mensch!

Solche Minuten — Minuten von so ernster, schwerer Gattung, waren noch nie an mir vorübergegangen.

Ich drückte ihm dann das gebrochene Auge zu — der Geist hatte gesiegt über die Materie — die Seele war frei.

Als ich mich gesammelt, kehrte ich nach meiner Wohnung zurück. Aber ich hatte den Anlaß vergessen, der mich hieher geführt. Vor mir stand jetzt nur die eben erlebte Stunde. Kaum meiner selbst bewußt, befand ich mich vor dem Hause.

Das Thor öffnete sich; mein Diener hatte mich hier bereits erwartet.

„Sie können heute nicht in Ihrem Zimmer schlafen,“ redete er mich an. „Vor einer Viertelstunde ist die Decke desselben eingestürzt, und Ihr Feldbett nebst vielem Andern liegt in Trümmern.“

So war es auch.

Jetzt erst entsann ich mich wieder meines seltsamen Wegweisers, und daß des Sterbenden letzte Worte gewesen waren:

„Und so Sie gläubig sind, wird nicht vergebens seyn, was an Ihnen gethan worden.“

Ja, es ist nicht vergebens gewesen, was an mir gethan worden!“

Neue Erfindung.

Die „Didaskalia“ berichtet aus Stuttgart vom 1. März: In der hiesigen Künstlerwelt macht gegenwärtig eine neue, vorerst noch als Geheimniß behandelte Erfindung des Historienmalers Wenng großes Aufsehen. Der Erfinder selbst nennt diese Wenng'sche Kunst: „Kunstdruck ohne Presse,“ und sagt von ihr Folgendes: Ein nach dieser Erfindung behandeltes Blatt erscheint für den Kunstkenner, wie ein Kupferstück in Schwarzkunst, der etwas von der Aquatinta-Manier hat, besitzt aber zugleich von der Kreidzeichnung auf Stein das Körnige; es nähert sich der Handzeichnung mit schwarzer Kreide, und zeichnet sich durch die sanftesten Uebergänge vom Hellen bis ins dunkelste Schwarz aus, wels' Letzteres immer noch weich bleibt; es bildet die erste Annäherung des Kupferstückes an's Daguerreotyp. Hier aber kann jede beliebige Größe, vom Miniaturbild bis zum lebensgroßen Carton, mit gleicher Leichtigkeit ausgeführt werden. Man bedarf dazu weder einer Kupfer-, noch einer Stein- oder irgend einer andern Platte. Der Druck geschieht unmittelbar auf's Papier ohne Presse. Freilich kann die Manipulation, da die Presse fehlt, nicht eigentlicher Druck genannt werden, wie überhaupt der Gedanke an die bisherige Art zu drucken gänzlich beseitigt werden muß. Die Erfindung ist durchaus neu. Jeder Künstler kann nach kurzer Unterweisung lernen, sein Werk selbst zu vervielfältigen und bedarf dazu nicht der geringsten Beihilfe Anderer. Je geschickter er im Zeichnen und Malen ist, desto mehr werden die von ihm gefertigten Abdrücke von dem ihm eigenthümlichen Charakter beibehalten. Er bedarf dazu so wenig schwarzer Farbe, daß das Geschäft im reinlichsten Zimmer, ohne Spuren oder Flecken zurück zu lassen, auf jedem Tische mit rein bleibenden Händen gefertigt werden kann. Das ganze dazu nöthige

Geräth geht in ein kleines Kästchen. Nach dieser Methode kann man in einer Stunde aus einem Spiegel sein eigenes Bild oder das irgend einer andern Person, etwa eine halbe Hand groß, ein- bis sechsmal drucken, je nachdem es mehr oder minder ausgeführt, auf dunkeln oder hellem, oder auf gar keinem Grunde begehrt wird. Ein Bildniß von einem Fuß Höhe mit der Vollendung des vorzüglichsten Kupferstiches kann nach einem solchen, oder auch nach einem Gemälde, in einer bis vier Stunden Zeit fertig werden. Die Schattentheile sind, wie bei den Oelgemälden, ohne weiße Zwischenstellen; ein vermittelnder Ton oder eine Unterlage von chinesischem Papier ist nicht nöthig. Jeder beliebige Gegenstand, sey es nun ein historisches Bild, oder eine Landschaft, oder ein Portrait, oder ein Thierstück, kann mit gleicher Leichtigkeit, nur in verschiedener Zeit, gemacht werden. Aber nur ein zeichnender Künstler kann produciren. Ein Nichtzeichner kann nichts damit machen; doch können Zöglinge und Kunstschüler an Nebendingen sehr viel thun und dadurch der dritte Theil, ja die Hälfte der Zeit gewonnen werden. Die Abdrücke sind unmittelbar nach der Fertigung auch zum Verkaufe fertig und brauchen nicht erst auf großem Raume auseinander gelegt, getrocknet zu werden, u. s. w. Die Druckschwärze sitzt fest und läßt nichts ab auf das obere Papier. Beim Beginn des Druckes erscheint die Zeichnung auf dem Papiere anfänglich ganz schwarz und nebelartig; erst nach und nach tritt sie hervor und wird endlich zur deutlichen Gestalt, mit dem höchsten Lichte und dem tiefsten Schatten belebt. Nach jedem Abdrucke kann an einzelnen Stellen der Zeichnung geändert werden, um den folgenden Abdruck zu verbessern, z. B. es können Mund, Augen, Nase u. s. w. eines Bildnisses größer oder kleiner, höher oder niedriger gemacht, ja das Ganze kann bis zur Umgestalt verzogen werden, ohne daß die Kosten der geringen Zahl wegen theurer zu stehen kommen, wie es beim Kupferstich oder der Lithographie der Fall ist. Dabei hat die Zahl der Abdrücke, die mit immer gleicher Kunstgüte gefertigt werden können, gar keine Grenzen. Je mehr von einem und demselben Gegenstande Abdrücke verlangt werden, in desto kürzerer Zeit wird das einzelne Blatt fertig, weil die technische Ausführung durch die Praxis an Schnelligkeit gewinnt und viele Blätter von mehreren Personen zugleich in Arbeit genommen werden können. Componirte Landschaften gehen am schnellsten, weil in dieser Methode die freie Bewegung am förderlichsten ist. Sie bedürfen ebenfalls keiner vorhergehenden Zeichnung. Portraits können in Lebensgröße aus dem Spiegel gedruckt werden, ohne vorhergehende Zeichnung, und man bedarf dazu nur einer Zeit von zwei bis vier Stunden. — Dieß die Grundzüge dessen, was der Erfinder bisher von seiner Kunst an Einzelne und an die Kunstschule mitgetheilt hat. Die Direction der Kunstschule hat, um die Sache zu erproben, von dem Erfinder eine Anzahl Drucke verschiedener Gegenstände in der Art unter ihrer Controlle drucken lassen, daß Herr W e n n g in ein leeres Zimmer mit seinem Apparate und einer gewissen Zahl von Bogen weißen Papierses, welches die Directoren

durch ihre Unterschriften bezeichnet hatten, eingeschlossen wurde. Er lieferte auf diese Weise verkleinerte Abdrücke nach Gemälden aus der hiesigen Gallerie, nach alten Kupferstichen, sein eigenes Brustbild in Lebensgröße, das seiner Frau u. s. w., welche ich gesehen habe, und welche den obenbemerkten Angaben entsprechen. Es ist nun eine Commission von der Direction der Kunstschule niedergesetzt, darüber Bericht zu erstatten, da man sich höheren Orts für die allerdings nicht unwichtige Sache zu interessiren scheint.

Feuilleton.

(Ein bestraffter Zierbengel.) Der Sohn eines reichen Restaurateurs in Paris — einer jener Zierbengel und Müßiggänger, wie sie diese Weltstadt legionweise besitzt, — der es nicht bedachte, daß sein Vater es durch Fleiß und Thätigkeit vom armen Aufwärter bis zum Besitzer eines schönen Hotels brachte, der, anstatt sich zum schlichten und ehrenwerthen Bürger zu qualificiren und allenfalls im Keller oder Ausschanke seines Vaters zu arbeiten, lieber den Gentleman spielte, im eleganten Silbury herumfuhr, mit Schauspielerinnen und Tänzerinnen das sauer erworbene Geld seines Vaters durchjaagte und noch obendrein namhafte Schulden machte — begab sich unlängst zu einem der ersten Portraitmaler im Stadtviertel, um sich malen zu lassen. Man ward über den Preis bald einig und der Maler machte sich an die Arbeit. Als der Kopf mit sprechender Aehnlichkeit vollendet war und der Maler zur weiteren Ausführung schreiten wollte, fand der Zierbengel, der auf dem Portrait sein plummes, geistloses Gesicht (und nicht, wie er hoffte, die Züge eines Adonis) erblickte, — eine Menge Ausstellungen und erklärte ganz kurz, er werde das Bild nicht nehmen. Der Maler gab sich zufrieden, sann aber auf Rache. Er führte das Portrait vollständig aus, steckte aber den Adonis aus der Restauration, anstatt in einen eleganten Quäcker, in eine gewöhnliche Aufwärterjacke, malte ihm eine Serviette über den Arm und einen Keller, worauf ein Beefsteak lag, in die Hand. Hierauf verkaufte er das Bild an einen Trödler in einer der belebtesten Straßen, welcher es sofort vor seinen Laden hing. Die Sache wurde bald publik, und als der Gentleman aus der Restauration wieder im eleganten Silbury ausfuhr, lief ein Heer von Gamins voran und höhnte ihn furchtbar. Zwei Tage später wurde das Bild dem Trödler um 2000 Francs abgekauft. Man munkelt, der Käufer sey ein Agent jenes Zierbengels gewesen, dem man übrigens diese derbe Lection sehr vergönnte.

(Abgebrühtes Fleisch.) Nach Wien wird jetzt abgebrühtes Fleisch zum Verkauf gebracht. Es hält sich in luftdicht verschlossenen Gefäßen sehr lange und wird — trotzdem, daß es aus weiter Entfernung kommt — als vortreflich zum Genuße befunden. Man kann in Zukunft also sich es ersparen, Vieh mit großen Kosten und vieler Mühe hundert Meilen weit in große Hauptstädte zu treiben, wo es jedenfalls sehr erschöpft und mager ankommt.

(Säufercur.) In Karlskrona hat man die Verzeilus-Schreiber'sche Cur an 70 Branntweinsäufern mit bestem Erfolg angewendet. Diese Cur besteht darin, daß man durch 3 — 8 Tage den zu Heilenden nichts Anderes vorsetzt, als Speisen und Getränke, die alle mit Branntwein vermischt sind. Bei den solcher Cur Unterzogenen stellt sich bald ein unüberwindlicher Abscheu vor Branntwein ein. Unter den schwedischen Seelenten herrscht eine solche Furcht vor dieser Cur, daß es schon zum guten Ton bei ihnen geworden, dem Branntwein zu entsagen. Man sollte dieß Mittel, da es sich dortland so probat erweist, auch anderwärts einführen.

(Zur Geschichte der Journalistik.) Wir müssen uns noch glücklich preisen, daß schlechte Schauspieler und Schriftsteller, schlechte Directoren von Gewerbzweigen, wie: von Theatern, und derlei bloßen Industrie-Anstalten, die Wahrheiten, die wir ihnen sagen, nur mit allerlei Grobheiten beantworten; da geht es in Amerika anders über die „Schurnalisten“ her! Der Redacteur des Bostoner Blattes: „The liberator“ hatte 1831 einen Artikel gegen die Sklaverei geschrieben, und der Sklavenstaat Georgien setzte einen officiellen Preis von 5000 Dollars auf den Kopf des Redacteurs! „Dahin, dahin, laßt uns Redacteurs — nicht zieh'n!“

(Die bairischen und württemberg'schen Bierbräuer) haben ihren Geschäftsbetrieb bis nach Madrid ausgebreitet, in welcher Stadt ihr Bier unter dem Namen „Cerveza alemana“ ein sehr allgemeines und beliebtes Getränk geworden ist.

(Märzweilchen.) Man hat berechnet, daß Paris in dem diesjährigen frühen Lenz täglich für dreitausend Franken Weilchen im Knopfloch trägt. Wer es weiß, in wie überraschendem Maße in dieser Stadt die Blumenliebhaberei zunimmt, so daß sie schon an die weiland Tulpenpassion der Holländer erinnert, wird in die Richtigkeit der Berechnung keinen Zweifel setzen.

(Menagerie in Schönbrunn.) Die kaiserliche Menagerie in Schönbrunn bei Wien ist seit 21. März mit einem Löwen und einem Tiger, welche Seine Majestät aus der bekannten Schreyer'schen Menagerie zu kaufen geruhten, bereichert worden.

(Gewerbsverein in Prag.) Der dortige Gewerbsverein gibt ein Sonntagsblatt für Gewerbetreibende heraus, welches deutsch und böhmisch erscheint. Die Redaction der deutschen Abtheilung führt Dr. Köhler, die der böhmischen Dr. Amerling.

Papierkorb des Amüsanten.

In Irland wurde bei einem festlichen Gelage ein Preis von 100 Pfund Sterling auf das Project zu einem ganz originellen Vereine ausgesetzt. Sir John Smith, Aldermann, gewann einstimmig den Preis, denn er proponirte einen — „Vereins-Bertilgungs-Verein.“ — John Bull ist doch immer und ewig ein origineller Kauz!

Ein französisches Blatt wirft die Frage auf, ob es nicht nöthig wäre, eine Suppenanstalt für jene armen Männer zu errichten, deren Frauen ihre Zeit, statt bei dem Herde, an dem Schreibtische zubringen.

In Paris las man vor Kurzem an den Straßenecken angeschlagen: „Ein junger, gewandter Mensch, der mit Pferden umzugehen weiß, der fahren und courierreiten kann, und eine entschiedene Neigung zum Reiten hat, wünscht als Thürsteher unterzukommen.“

„Eskler-Fußspitzen-Walzer“ heißt ein Opus, für das Clavier geschrieben; bald werden wir auch einen Taglionikniescheiben-, und einen Cerrito-Ellenbogen-Walzer erhalten. B. gab A. eine Ohrfeige. A. klagte und B. war verurtheilt, dem A. die Ohrfeige abzubitten, was er auch, wie folgt, that: „Es that mir in der That herzlich leid, daß ich Ihnen eine Ohrfeige gegeben habe.“

Ein siebenzigjähriger Dieb wurde auf der That ergriffen und ins Gefängniß geführt. Der Schlesier zeigte einiges Mitleid mit dem unglücklichen Greise, der nun den Rest seiner Tage im Strafhause werde zubringen müssen. — „Ich bin nicht so unglücklich, als ich scheine,“ erwiderte

der Dieb; „denn es ist das erste Mal, daß ich arretirt werde, und ich stehle schon seit länger, als fünfzig Jahren.“

Theater in Laibach.

Das Benefice des Herrn Pogrell: „Die Dame von Lyon, oder: Prinz und Gärtner,“ Lustspiel in fünf Aufzügen, nach einem Roman des Bulwer bearbeitet von Dr. Färman, gegeben Samstag am 28. März, hatte fast ein ähnliches Schicksal, wie die letztbesprochene Posse: „Die verhängnisvolle Faschingsnacht.“ Die Ursache liegt theils am Stücke, theils an der sichtbar lauen, eben nicht allzu treu memorirten Darstellung. Es ist immer eine unglückliche Idee, aus einem dickleibigen Roman, sey er auch vom besten Schriftsteller, ein Theaterstück zusammenzusücken, das mit seiner dünnen Laille sich zum Roman, wie eine der 7 magern Kühe Pharaos zu den gleichnamigen 7 fetten vergäht. Die reiche Handlung eines Romans läßt sich nicht so leicht in die Zwangsjacke von einigen Acten einpressen, und wenn dann ein derlei Stück vollends in Versen, also mit klingendem Spiel, einhereschreitet, so erscheint es noch weniger verdaulich, weil die Aufgabe des Bearbeiters, nämlich: aus einem dicken Buche ein dünnes, und nebenbei noch gute Verse zu machen, doppelt schwer ist und um so schwerer gelingen kann. Das Stück hat wohl einige gute, wirksame Scenen; auch die Sprache ist hier und da nicht ohne poetischen Schwung; allein Herr Färman war der reichen Handlung des Romans zu einem wahren modernen maître de tailleur — das Gewand ist ihr zu eng und sie schnappt sichtbar nach Luft. Der Darstellung dieses Stückes fehlte es an Ensemble; am Beneficianten, der nur eine unbedeutende Rolle sich zugetheilt hatte, lag indeß die Schuld nicht. Schon durch die Aufführung der Musikstücke in den Zwischenacten, mit verstärktem Orchester, bewies er seine Aufmerksamkeit gegen das Publikum. Drei Piecen waren von seiner eigenen Composition: eine Ouverture mit Benützung eines französischen Themas, eine Ouverture zu dem Schauspiel: „Friedrich August in Madrid,“ und ein Marsch. Die letztgenannte Ouverture ist ohne Widerrede trefflich, ja brillant geschrieben und bezeugt ein schönes musikalisches Talent des Herrn Pogrell. Aus Gefälligkeit für den Beneficianten, trug der Orchesterdirector, Herr J. Markl, Variationen von Wapfender, über ein Thema von Mercatante, unter allgemeinem, stürmischem Beifall vor. Herr Markl ist ein ganz ausgezeichnete Violinspieler, was wir schon bei einer andern Gelegenheit zu erwähnen nicht unterließen: seine Schule ist tüchtig, seine Vogensführung sicher, leicht, ungezwungen, ja elegant, und es fehlt ihm, unsers Erachtens, nur die bei seiner Virtuosität sich leicht anzeigende Bravour, um ein fertiger Concertkünstler zu seyn. Er wurde am Schluß jubelnd hervorgerufen. Und nun wieder zur Darstellung des Stückes zurück. Wir wollen die Sache im Kurzen abthun; eine Piece, worin der dienstbare Mann des Kastens zu stark theilhaftig ist, läßt sich nicht auf detailliren. Der rühmlichsten Erwähnung im Stücke verdient Mad. Etterich, als Mutter Meinotte, die sie mit Wahrheit und herzlichster Natürlichkeit darstellte; ihr zunächst stand Herr Zeiner, als Wilhelm, ihr Sohn; er wurde nach einer Scene gerufen. Der Besuch des Theaters war ein mittelmäßiger. — Sonntag am 29. März auf allgemeines Verlangen zum dritten Male: „Eine Mutter aus dem Volke.“ Die Vorstellung war, wo möglich, noch geruudeter, als die frühern: der Zuspruch aber, wie es sich denken läßt, so wie der Beifall, ein ungewöhnlicher, ja unerhörter.

Erpold Kordesch.

Charade.

(Zweifeltig.)

Mein Erstes wird umsonst gedroschen,
Denn, ach! sein Kopf ist hohl und leer;
Man kauft's in Masse für zwei Groschen,
Doch lieb't's der müde Wand'rer sehr.
Mein Zweites schmückt die Göttersöhne
Zweifacher Art mit Ehr' und Ruhm,
Doch auch die unbefleckte Schöne
Beim ernstern Gang zum Heiligthum.
Und hat sie diesen Schmuck verloren,
Wird ihr das Ganze dargebracht:
Dann wird sie roth bis an die Ohren,
Indeß die lust'ge Menge lacht.

— m —